



# Sie ist 13, er 52

Sie kennen sich von einem Internet-Spiel. Er gewinnt ihr Vertrauen und verschwindet mit ihr. Fünf Jahre später ist sie zurück – und begreift langsam, was geschehen ist **VON MIGUEL HELM**

Sie weiß, dass ihr Verschwinden in Deutschland mehr Aufmerksamkeit erregt hat als fast jeder andere Vermisstenfall der vergangenen Jahre, das ihr Gesicht auf den Titelseiten der Zeitungen prangte und über ihr Schicksal im Fernsehen, im Radio, im Internet berichtet und gemutmaßt wurde. Maria sagt, es sei gut, wenn die Öffentlichkeit nun erfahre, was wirklich passiert sei. Ihre Mutter hat den Gesprächen mit der ZEIT zugestimmt, weil man andere Eltern vor den Gefahren des Internets warnen müsse. Manches von dem, was Maria erzählt, wird sich nicht nachprüfen lassen, denn für vieles gibt es nur zwei Zeugen: Maria und Bernhard H. Aber H. spricht nicht mit der Presse. Vor Gericht sagen Angeklagter und Opferzeugin fast nur unter Ausschluss der Öffentlichkeit aus.

Maria wächst in Freiburg-Weingarten auf, einer Hochhausiedlung. Hier brennen Müllimer, rauben Jugendliche Pizzaboten aus. Maria freut sich jeden Tag auf die Hausaufgaben: «Ich war total die Streberin.» In ihrer Freizeit schwimmt sie, läuft Schlittschuh, macht Tanzkurse, spielt Tennis, geht zum Fastnachtsverein. In den Ferien fährt sie ins Sommerlager oder mit Mutter und Bruder ans Meer nach Italien, nach Spanien. Maria schafft es aufs Gymnasium. Monika Beisler ist alleinerziehend, gelegentlich putzt sie bei der Stadt Freiburg. Mit 17 Jahren brachte Monika Beisler ihr erstes Kind zur Welt, mit 35 bekam sie das fünfte, Maria. Spricht man mit der Mutter über die Kindheit der Tochter, sagt sie, Maria sei einfach toll gewesen, habe ihrem Bruder sogar die Schuhe gebunden, als der das noch nicht konnte. Nie habe es Probleme mit ihr gegeben, im Gegensatz zu den beiden ältesten Töchtern, zu denen die Mutter keinen Kontakt mehr hat.

Kurz nach Marias Geburt trennten sich ihre Eltern. Der Vater wohnt nur eine halbe Autostunde von Freiburg entfernt, doch wegen einer psychischen Krankheit könne er seinen Wohnort seit Jahren kaum verlassen, sagt Maria. Daher hätten sich die beiden nur dann und wann Nachrichten über Facebook geschrieben. In ihrer Kindheit habe er keine Rolle gespielt. Sie habe sich einen richtigen Vater gewünscht. Man könnte daraus ableiten: Mit einem Vater wäre vielleicht alles anders gekommen. Aber das sind Mutmaßungen.

Er nennt sich: Karl Chen, Alter: 51. So steht es im Frühjahr 2012 auf Bernhard H.s Profil im Club Cooco, einem Online-Spiel mit tanzenden Avataren zum «Charren, Filren, Spaßhaben». Sie nennt sich Perlemaria, 47 Jahre alt. Sie, so erzählt sie es heute, findet ihn sympathisch, den Elektriker aus einer Kleinstadt im Kreis Lippe, Nordrhein-Westfalen. Er kann gut erklären. Maria fragt und fragt, es geht um Stromleitungen, medizinische Messgeräte, die H. installiert, um Politik, immer hat er eine Antwort. Er schickt ihr ein Bild von sich: ein Mann in Anzug mit Krawatte auf einem Wahlplakat der Republikaner. H. war eine Zeit lang Landeschatzmeister der rechten Splitterpartei in NRW. Maria ist fasziniert. Wie schafft es ein normaler Mensch auf ein Wahlplakat?

Nach ein paar Tagen im Chat schreibt Bernhard H., er liebe sie. Deshalb müsse er sich vor seiner Frau verstecken, wenn er mit ihr, Maria, chatte. Und er schreibt, sagt Maria: Du checkst auf mich nicht wie ein Kind, sondern wie eine Erwachsene. Das macht Ma-

ria stolz. Endlich behandelt sie jemand so, wie sie sich fühle. Nicht wie daheim: Maria, aufräumen. Maria, Müll runterbringen. Maria, Latein lernen.

Im Juni 2012, drei Monate nach der Liebeserklärung, klingelt die Polizei bei der Familie. Maria ist allein. Die Beamten sagen, sie müsse zu einer Person befragt werden, aber die Mutter solle dabei sein. Die Beamten gehen wieder, und Maria schreibt Bernhard H., was passiert ist. Dann löscht sie alle Chats mit ihm, wie er es ihr gerade aufgetragen hat.

Am nächsten Morgen sitzen Monika Beisler und Maria auf dem Revier. Die Beamten sagen zur Mutter, ihre Tochter stehe in Kontakt mit einem mutmaßlichen Pädophilen. H.s Frau hat ihn angezeigt: Sie habe gesehen, dass er sich Nacktbilder von einer Zwölfjährigen schicken lasse, offenbar ein weiteres Mädchen. H. ist inzwischen von zu Hause ausgezogen. Seine Frau sagt aus, ihre Tochter aus erster Ehe berichte, dass H. sie, als sie Kind war, im Schambereich berührt habe. All das geht aus einer Zusammenfassung der Ermittlungsakten hervor, die der ZEIT vorliegt. Maria gibt zu, sie habe sich einmal heimlich mit H. vor ihrem Haus getroffen. Es sei seine Idee gewesen. Er habe ihr einen Kuss auf die Wange gegeben, sie hätten auch Händchen gehalten. Monika Beisler explodiert. Bist du wahnsinnig?! Bestellst einen Pädophilen zu uns! Internetverbot bis zur Volljährigkeit!

Die Polizei richtet eine Gefährdungsprache an H. Ihm soll signalisiert werden, dass man ihn im Visier hat. Er versichert, den Kontakt zu Maria abbrechen zu wollen. Da bis dahin keine strafrechtlich relevanten Handlungen nachgewiesen werden können, werden die Ermittlungen eingestellt. Bernhard H. und Maria haben danach tatsächlich keinen Kontakt mehr. Zwei Monate lang. Dann schreiben sie einander wieder. Maria spricht ihn auf die Nacktbilder an, die die Polizei gefunden hat. Er bereut, sie seien nur aus Zufall auf seinem Rechner gelandet. Vor Gericht erinnert sich



Fotos: Polizeiphotostation (2), Aug. 03

Mit diesen Fotos wurde nach Maria, damals 13, und nach ihrem Entführer Bernhard H. gesucht, einem Elektriker aus Nordrhein-Westfalen

Fünf Jahre, drei Monate und 27 Tage war Maria verschwunden. Gerade mal 13 Jahre alt war sie, als ihr Entführer Bernhard H., damals 52, sie in seinem Skoda Octavia aus Freiburg mit nach Polen nahm, dann führen sie durch Europa bis nach Sizilien, von der Polizei unbemerkt. Jetzt ist Maria wieder da, aber kein Mädchen mehr – sie ist 19. Auch Bernhard H. ist da. Seit Mai steht er in Freiburg wegen Kindesentziehung und schweren sexuellen Missbrauchs vor Gericht. Das Urteil soll übernächste Woche fallen.

Marias Geschichte erinnert an den Fall Natascha Kampusch. 1998 wurde Kampusch als Zehnjährige in Wien entführt und dann acht Jahre in einem Kellerverlies mit schalldichter Tresortür gefangen gehalten. Bernhard H. musste kein Kellerverlies bauen, damit Maria bei ihm blieb. Er errichtete das Gefängnis in ihrem Kopf.

Bei sexuellem Missbrauch gehen die Täter häufig gewaltsam vor, oft filmen sie sich selbst und ihre wehrlosen Opfer. So war das bei der Kinderporno-Plattform Elysium, so war das beim Missbrauch des kleinen Jungen in Staufen, so war es wohl auch auf dem Campingplatz in Lügde. Auf dem ersten Blick scheint der Fall Maria anders zu sein. Doch auch Bernhard H. wandte Gewalt an – psychische. Er machte das so geschickt, dass sich Maria mit ihm verbunden und in ihm keinen Täter sah. Weder Bernhard H.s Tat ist leicht zu verstehen noch das Verhalten seines Opfers.

Fünf Wochen nach ihrer Rückkehr sitzt Maria vor heruntergelassenen Rollläden im Wohnzimmer ihrer Mutter. In der Ecke türmen sich alte Puzzles und Brettspiele. Mittlerweile spielt Marias fünfjährige Nichte damit. Sie wurde geboren, kurz nachdem Maria verschwunden. Überall in der Wohnung hängen und stehen Familienfotos. Eines klebt an der Wohnungstür. Es zeigt Maria, wie sie Arm in Arm mit Mutter und Bruder vor dem Reichstag in Berlin in die Kamera lächelt. Es ist das Lächeln einer etwas verpeilten Zwölfjährigen mit Pferdeschwanz und Pony. Man erkennt sie kaum, wenn sie einem jetzt gegenübertritt, mit bohrendem Blick. Gegenüber von Maria nimmt Monika Beisler Platz, die Mutter. Ihre Stirn ist von Falten zerfurcht.

In mehr als 20 Gesprächen mit der ZEIT erzählt Maria zum ersten Mal ihre ganze Geschichte. Die Mutter ist alt geworden. Sie riecht nicht mehr nach Mama, sondern nach Parfüm. Jetzt hält sie Maria in den Armen und lässt nicht los, minutenlang. Weinend sagt die Mutter: «Ich habe dich fast nicht erkannt.» In diesem Moment, so erzählt es Maria einige Wochen später, fallen alle Sorgen von ihr ab. Im Wohnzimmer setzen sie sich aufs Sofa, die Mutter schaut sie an, greift nach ihren Händen, schaut wieder. Sie reden nicht viel. Es wird Tag in Freiburg. Dann ruft Marias Mutter die Polizei.

Maria einmal über H.s dicken Bauch lustig gemacht, ansonsten sei H. kein Thema mehr gewesen. Ungefähr einen Monat nach dem Gespräch bei der Polizei hebt sie Marias Internetverbot auf.

Maria sagt, dass sie damals, mit elf, nicht wusste, was Liebe ist. Bernhard H. habe ihr erklärt: Liebe ist, wenn man sich freut, mit jemandem zusammen zu sein. Maria sagt, sie habe gedacht: Gut, dann ist das wohl Liebe. Sie mochte es, die Einzige in ihrer Klasse zu sein, die einen erwachsenen Freund hat. Und einen Plan für die Zukunft. Den habe Bernhard H. entworfen: gemeinsame Wohnung mit 14, Verlobung mit 16, Hochzeit, Kinder.

Als sie bei Bernhard H. im Hotel übernachtet, glaubt ihre Mutter, sie sei bei einer Freundin. Es gibt einige Klassenkameraden, die Maria regelmäßig mit H. sehen. Offenbar begreift keiner, dass es sich um einen Fall von sexuellem Missbrauch handelt.

Täter wie Bernhard H. seien kreativ, wenn sie sich im Internet an Kinder heranpirschen, sagt Thomas-Gabriel Rüdiger, Cyberkriminalologe an der Polizeihochschule Brandenburg. Rüdiger nennt sie «Intimitätsräuber». Geduldig erschleichen sie sich das Vertrauen ihrer Opfer. Hören ihnen zu, sind ständig erreichbar, wie gute Freunde. Sie haben einen Riecher dafür, bei welchen Kindern sie landen können. Rüdiger sagt, besonders Kinder, die Beziehung doch auch zu wollen. Das scheint H. gelungen zu sein. Bevor es zum sexuellen Missbrauch kommt, hat er Maria so stark an sich gebunden, dass sie nicht in der Lage ist, sich gegen ihn zu wehren. Das Mädchen nimmt den Geschlechtsverkehr als freiwillig und einvernehmlich wahr. Heute sagt sie, er habe sie davon überzeugt, «dass ich das auch will».

Maria vertraut Bernhard H. Sie sieht in ihm einen Beschützer. Über WhatsApp und E-Mail schickt er ihr Nacktbilder von sich mit erigiertem Penis. Spätestens vom März 2013 an – da war Maria zwölf – habe er Geschlechtsverkehr mit ihr gehabt, in seinem Auto und im Hotel. So steht es in der Anklageschrift, die der ZEIT vorliegt. H. habe auch weitergemacht, als Maria ihre Angst deutlich zum Ausdruck gebracht habe. Die Angst des Kindes, so die Staatsanwaltschaft, scheine ihn noch mehr erregt zu haben.

Maria sagt, sie habe durchaus Zweifel an der Beziehung gehabt. Sie habe nämlich keine Schmerztabelle mit ihm gehabt. Als sie wieder einmal ihre Mutter angeschlossen habe, um ihn zu treffen, habe sie gedacht: Wie leicht das Leben ohne ihn wäre! Sie wäre wieder glücklicher in der Schule, wo ihre Noten zuletzt schlechter geworden waren. Sie würde wieder ihre Hausaufgaben machen und hätte nicht andauernd Angst aufzuliegen.

Aber verlassen kann sie ihn auch nicht. «Ich habe mir gesagt: schief! Jetzt hat er wegen mir seine Familie verlassen. Ich habe etwas zerstört.» Maria will Bernhard H. nicht verzeihen.

Minutiös gibt Maria ihre Geschichte wieder. Fast sechs Jahre später weiß sie noch, was sie am 4. Mai 2013 gegessen hat: Schnitzel und Pommes. Am Abend jenes bewölkten Samstags sitzt sie mit Bernhard H. in einem Restaurant im Schwarzwald, mehr als zwei Stunden von Freiburg entfernt, als gegen 21 Uhr ihre Mutter anruft. Aber Maria hat ihr Handy im Auto vergessen. Spricht sie sich ein Anruf in Abwesenheit. Maria ruft zurück, und die Mutter fragt: Wo bist du? Sie ist wütend – sie hat erfahren, dass Maria nicht bei jener Freundin ist, bei der sie am Wochenende angeblich übernachtet wollte. Sie habe zehn Minuten, um nach Hause zu kommen, sagt Monika Beisler und legt auf. Maria hat Angst, dass nun alles auffliegt. Angst vor einem «Mega-Anschiss», Hausarrest und erneutem Internetverbot. Bernhard H. rast mit seinem Skoda durch den Schwarzwald, Maria auf dem Beifahrersitz. Zunächst hat er wohl noch vor, sie nach Hause zu fahren, da habe sie gesagt: Ich muss abhauen. Er Nein. Ich bring dich nach Hause. Überleg dir noch eine Lage. Sie: Nein. Das geht nicht. Er: Okay. Ich lasse dich nicht alleine. Du weißt aber, was das bedeutet. Wieder klingelt das Handy. Nun spricht Maria mit ruhiger Stimme zu ihrer Mutter: Mach dir keine Sorgen. Es ist 23.05 Uhr. Monika Beisler weiß es noch heute. Maria legt auf. 50 Minuten später meldet die Mutter sie als vermisst. Die Ermittler versuchen, Marias Handy zu orten. Doch es ist ausgeschaltet.

Maria navigiert Bernhard H. mit einem ADAC-Auto auf dem Schoß nach Berlin, so erinnert sie sich später. Berlin war ihre Idee. Kurz zuvor hat sie dort mit Mutter und Bruder Urlaub gemacht. Es ist das letzte Mal für fünf Jahre, dass Maria selbst

Sie ist 13, er 52 Fortsetzung von S. 13

darüber entscheidet, wo sie sein will. In Berlin sagt Bernhard H., sie müssten nach Osteuropa. Da könne man am einfachsten untertauchen. Maria stimmt zu.

H. fährt schweigend Richtung Polen, der Hund im Kofferraum. Noch in Deutschland, rekonstruieren die Ermittler später, hebt er 3000 Euro ab. Mit einem zum Schraubenzieher umfunktionierten Buttermesser und einer Socke als Handschuh klagt er zwei Autokennzeichen. Maria sagt: »Ich fand das damals alles lustig. Ich dachte: Jetzt muss ich nicht nach Hause. Jetzt kann ich machen, was ich will.« Doch bald habe Bernhard H. gesagt: »Du kannst erst wieder nach Hause, wenn du 18 bist. Sonst komme ich 15 Jahre in den Knast, und du kommst ins Heim.« Zu Hause sei sie ohnehin bald vergessen.

Was H. erzählt, ist Unsinn: Allein ein schwerer Fall von Kindesentziehung kann bis zehn Jahre nach Tatende bestraft werden. Das Tatende, so das Gesetz, tritt ein, wenn das Kind wieder zu Hause oder wenn es volljährig ist. Maria aber glaubt Bernhard H.

Bei einigen Gesprächen mit der ZEIT ist Maria allein. Sie sitzt ruhig mit gefalteten Händen im Sessel. Meist ist aber auch die Mutter da, die das Gespräch aufmerksam verfolgt, das Kinn in die Hand gestützt. Auch die Mutter hört vieles zum ersten Mal. Gelegenheit unterbricht sie Maria, stellt Nachfragen. Dann zieht sie sich wieder zurück. Als Maria nicht dabei ist, erzählt sie ihre eigene Geschichte.

Nach dem Verschwinden der Tochter verlässt Monika Beisler drei Wochen lang ihre Wohnung nicht, aus Angst, Marias Anruf zu verpassen. Tage und Nächte verschwimmen, sie schläft kaum.

Die Freiburger Kriminalpolizei, das LKA Baden-Württemberg, das BKA und Interpol suchen die beiden. Aber es gibt keine Spur.

In den folgenden fünf Jahren wird Monika Beisler kein Weihnachten und keinen Geburtstag feiern.

Vor ihrem Verschwinden war Maria eines von fünf Kindern, jetzt dreht sich im Kopf der Mutter alles um sie. Monika Beisler spricht offen. Man glaubt ihr, wie sehr sie gelitten hat. Aber es wird schnell klar, dass es ihr auch wichtig ist, wie sie in der Öffentlichkeit darsteht. Mehrfach sagt sie, dass jeder Tee mit mal von zu Hause weglaufen wollte und jeder Tee mit mal von einem Erwachsenen hören wollte, wie erwachsen er schon sei. So wie Maria.

Vor Gericht sagt die Mutter: »Wir waren eine ganz normale Familie.« Ihre beiden ältesten Töchter, die später als Zeuginnen aussagen, berichten jedoch,

dass sie mit 13 und 16 Jahren von zu Hause weggegangen seien, weil sie es mit der Mutter nicht ausgehalten hätten. Eine der beiden sagt, ihre Mutter habe sie in der Kindheit häufiger geschlagen, einmal sogar mit Stöcken verprügelt. Gegenüber der ZEIT bestreitet die Mutter, ihre Kinder derart heftig bestraft zu haben. Ein Mitarbeiter des Jugendamts, der die Familie betreute, kann sich an keine Gewalt erinnern.

Monika Beisler sagt, sie sei nach Marias Verschwinden wütend auf die Polizei gewesen. Warum tut die nicht mehr? Sie beschließt: Ich hole mir mein Kind wieder.

Unterstützt von fast 40 Facebook-Freunden, lässt die Mutter Tausende Such-Flyer drucken, in 27 Sprachen übersetzen und europaweit in Hotels, bei Ärzten und Sicherheitsunternehmen verteilen. Sie lässt sich von einem Privatdetektiv helfen, der kein Geld will. Sie lässt vor dem Freiburger Münster

Dutzende rote Luftballons mit Marias Namen darauf steigen. Auf Facebook gründet sie die Seite »Bitte findet maria«. Innerhalb kurzer Zeit treten mehr als 20.000 Menschen bei. Viele bekunden nur ihr Mitleid, andere behaupten, Maria und Bernhard H. gesehen zu haben. Ein Hellseher vermutet Maria in einem Keller in Mannheim, neben dem Haus stehe ein Skoda. Monika Beisler fährt mit ihrem Bruder und einer Bekannten zu der Adresse – da steht der Skoda. Doch die Nachbarn sagen: Hier ist Maria nicht, ganz sicher nicht. Auf Facebook schreibt jemand, dass ein Mädchen jeden Morgen alleine zum Bäcker eines Dorfes in der Nähe von Villingen-Schwenningen gehe. Niemand kenne dieses Mädchen. Es könnte Maria sein. Monika Beisler fährt zur Bäckerei, es regnet in Strömen, sie wartet. Kein Mädchen.

Im Juni 2013 strahlt das ZDF in der Sendung *Aktenzeichen XY* ein Video der Mutter aus. Monika Beisler spricht alemannischen Dialekt. Doch ihre Worte klingen klarer nicht sein. »Herr H., meine Tochter ist 13 Jahre alt und hatte bestimmte Vorstellungen davon, wie sie ihr Leben gestalten mag. Diese Vorstellungen zerstören Sie gerade. Bitte bringen Sie mein Kind nach Hause.«

Sie stellt einen Brief an ihre Tochter ins Netz.

*du mußt nichts erklären wenn du nicht willst. glaube mir, alles vor dem du jetzt angst hast, wird nicht passieren. mit der gleichen energie mit der ich dich jetzt suche, werde ich dich schützen, ich und die ganzen menschen die für dich beten, es ist mir gelungen halb europa auf zuweilen, es wird mir auch gelingen dich zu schützen. wenn meine hand... ich halte dich... dir wird nichts geschehen, du hast mein ehrenwort, bitte hab vertrauen... ich hab dich sehr lieb deine mum*

Tannengrüne Hügel und Hunderte Äcker umschließen Gorlice, eine polnische Kleinstadt 30 Kilometer vor der slowakischen Grenze. Hier hält Bernhard H. zum ersten Mal seit Berlin länger an, fast 800 Kilometer sind sie gefahren. Es ist Mai 2013, Monat eines ihres Verschwindens. Die Stimmung sei locker gewesen, sagt Maria. Als die beiden bei Lidl einkaufen, stopft sich Bernhard H. die Taschen mit Pistazien und Erdnüssen voll. Er schlendert durch den Laden und nascht. Die Schalen wirft er ins Regal. Ohne zu zahlen, geht er raus. Im Auto spielen die beiden Karten. Es läuft, Maria weiß das heute noch, *Ballad der Republik* von den Toten Hosen.

Mehr als einen Monat schlafen der Mann und das Kind nachts im Auto, immer an wechselnden

Orten, mal im Wald, mal am Fluss. Tagsüber gehen sie spazieren und fahren ziellos durch die Gegend. Sie haben Sex. Dann sagt H.: Wir müssen weg. Das mit dem Auto sei zu unfällig. Er sei plötzlich doch ernst geworden, sagt Maria, und habe seine Idee vorgestellt: Mit dem Fahrrad will er nach Sizilien, ans Capo Passero. Auf der Karte hat er sich den Ort an der Südküste herausgesucht. Bernhard H. kauft ein Drei-Personen-Zelt, zwei Wanderrucksäcke, zwei Isomatten und zwei gebrauchte Fahrräder. Das Auto lässt er stehen, den Hund bindet er an einen Pfahl.

Maria ist unsicher auf dem Rad. Mit dem Rucksack auf dem Gepäckträger gerät sie immer wieder aus dem Gleichgewicht. Einmal fällt sie um, weil sich ihre Schürsenkel in den Pedalen verhakten. Maria erinnert sich, wie Bernhard H. gerufen habe: Steh auf! Sein Ton wird rauer. Sie solle bloß aufpassen – wenn sie sich verziehe, habe man ein riesiges Problem. Immer auf die Straße gucken! Sind da Scherben? Aufpassen, die Reifen. Immer wieder hat Maria einen Platten. H. ist sauer. Maria sagt, dass sie gedacht habe:



Maria Scala, eine pensionierte Lehrerin aus Sizilien, brachte dem Mädchen Maria Putzen, Bügeln und Kochen bei – und Italienisch. So konnten sie sich unterhalten, ohne dass der Entführer sie verstand

nachdem Bernhard H. und Maria Polen verlassen haben, findet die polnische Polizei H.s Auto in Gorlice. Das BKA wird informiert. Ermittler durchsuchen das Auto. Kein Hinweis auf die beiden.

Das BKA regt eine Öffentlichkeitsfahndung in Osteuropa an. In Polen, Kroatien, Tschechien, Ungarn, Slowenien und der Slowakei werden Campingplätze und Jagdhütten durchkämmt, Fahndungsbilder werden verbreitet, im Radio wird auf die beiden aufmerksam gemacht. Doch Bernhard H. und Maria haben Osteuropa inzwischen verlassen.

Als Maria kurz nach ihrer Rückkehr beginnt, ihre Geschichte zu erzählen, tut sie das mit erstaunlicher Souveränität. Ihre Sätze wirken klar und überlegt. Nie bricht ihre Stimme, nie hat man das Gefühl, an einen wunden Punkt zu rühren. Sie hat sich an einer Abendschule angemeldet, sie holt den Hauptschulabschluss nach. Einer ihrer Mitschüler wird ihr Freund. Bis Anfang 2019 jobbt sie bei McDonald's. Es scheint, als habe sie innerhalb kürzester Zeit verarbeitet, woran andere zerbrochen wären.



In Italien wurde Bernhard H. festgenommen, in Freiburg steht er nun vor Gericht

Wenn der wie meine Mutter rummeckert, dann hätte ich nicht abhauen müssen.

In den Pausen fragt H.: Geht es dir gut? Bist du noch anwesend? Keine Antwort. Er frägt wieder: Geht es dir gut? Keine Antwort. Dann tippt er sie an. Maria antwortet: Ja, alles gut. Auf der Fahrt sei ihr Kopf ausgeschaltet gewesen, sagt Maria heute. Sie habe einfach in die Landschaft gestarrt. Bäume, erst grün, dann immer verdorrter, kaputte Landstraßen, kaum Menschen. Nur Bernhard H. ist da. Immer.

Jeden Tag studiert er eine Karte und schreibt die nächsten fünf, sechs Orte auf einen Zettel. Er sagt, er nehme den kürzesten Weg gen Süden. Um größere Städte müssten sie aber sicherheitshalber einen Bogen machen. Meistens schafften sie 40 Kilometer am Tag, erinnert sich Maria. Vor Anbruch der Dunkelheit sucht Bernhard H. jeden Abend ein Versteck für das Zelt, am besten hinter einen Hügel. Sie essen Brot mit Wurst und Käse. Morgens, mittags, abends, jeden Tag, wochen- und monatelang. An Flüssen durchwalkt Bernhard H. die Wäsche mit Duschgel. Morgens, wenn H. das Zelt abbaut, zählt Maria die Tage. Acht Tage Slowakei, 16 Tage Ungarn, zwölf Tage Slowenien.

In Italien fürchtet Bernhard H., sie könnten von Touristen erkannt werden. Anweisung an Maria: Englisch reden, wenn Deutsche in der Nähe sind. Die langen Haare in Jacke oder Pulli stecken. Unauffällig verhalten. Sie fahren über den Apennin. Oft müssen sie schieben. Es ist August, 40 Grad, windstill. Brandblasen bilden sich auf Marias Beinen. »Ich habe ihn so dafür gehasst«, sagt sie fast sechs Jahre später.

Während H. und Maria unter der stechenden Sonne von Dorf zu Dorf fahren, liegt in Freiburg seit Mitte Mai 2013 ein internationaler Haftbefehl gegen H. vor. Doch die Ermittler haben keinen Ansatzpunkt. H.s Konto ruht, keine Funkzelle fängt ein Signal von Marias oder H.s Handy auf, und alle Hinweise aus der Bevölkerung erweisen sich als unbrauchbar. Am 13. Juli 2013, ein paar Wochen

Dann, im Mai 2019, steht Maria in einer Verhandlungspause vor dem Freiburger Landgericht. Sie trägt die Haare kürzer, ihr Lächeln wirkt unecht. Die letzten Wochen seien nicht einfach gewesen, sagt sie. Die Mutter berichtet, ihre Tochter habe Panikattacken und könne nicht schlafen. Maria sei seit einigen Wochen in psychotherapeutischer Behandlung.

»Kinder reagieren sehr unterschiedlich auf einen sexuellen Missbrauch«, sagt Jörg Fegert, Direktor der Kinder- und Jugendpsychiatrie am Universitätsklinikum Ulm. Während einer im Viertel der Betroffenen die ersten beiden Jahre nach der Tat ohne Therapie zurechtkämen, litten andere unter posttraumatischen Belastungsstörungen, Depressionen, verletzten sich selbst. Entscheidend sei, wie sich die Kinder den Übergriff erklärten. War die Situation ausweglos? Dann seien die Folgen am schwerwiegendsten. Oder denken die Kinder sich den Übergriff so zurecht, dass sie glauben, sie seien selbst schuld? So war es bei Maria. Das sei ein Schutzmechanismus, sagt Fegert. »Er gibt den Betroffenen das Gefühl, Kontrolle über eine Situation gehabt zu haben, die sie real nicht kontrollieren konnten.« Dies sei weniger belastend, als sich Hilflosigkeit einzugestehen. Doch das heiße nicht, dass die Kinder keinen Schaden davontrügen. Viele suchten erst dann Hilfe, wenn sie die Dimension des Übergriffs begriffen.

Im September 2013 kommen Bernhard H. und Maria am Capo Passero an, dem Zielort. Eine lange Einbahnstraße, ein paar Fischerboote und viel Meer. Maria fragt: Und jetzt? Bernhard H. dreht um.

42 Meter lang und 16 Meter breit ist die Ruine des alten Steinhauses. Sie steht etwa 25 Kilometer vom Capo Passero entfernt zwischen Gemüsegärten und Gewächshäusern. Wenn man die Ruine im Januar 2019 besucht, sieht man hinter Mauern das alte Zelt von Bernhard H. und Maria stehen – mittlerweile nur noch das Gerippe, die Zelthaut ist zerfleddert. Am Boden wächst Unkraut, dazwischen weiße Bruchsteine. Es sei eigentlich kein gutes Versteck gewesen, sagt Maria. Immer wieder hätten Leute, die auf den Feldwegen unterwegs waren, sie gegrüßt – und seien weitergegangen. Die Zeit vergeht. Im Winter zieht Maria drei Joggingshosen übereinander. Im Sommer ist es im Zelt warm und stickig, »wie in einem klebrigen Plastikanzug«.

Auf der Fahrt und im Zelt habe Bernhard H. Maria mindestens zweimal die Woche missbraucht, so steht es in der Anklageschrift. Doch nach einiger Zeit scheint er die Lust an ihr zu verlieren. Nach ihrem 14. Geburtstag am 12. April 2014 kommt es laut Anklage zu keinem weiteren sexuellen Übergriff. Möglicherweise ist Maria dem Alter, in dem Mädchen auf H. stimulierend wirken, entwachsen. Vielleicht leidet H. auch unter Erektionsstörungen, wie er später gegenüber der Polizei behaupten wird.

Maria sagt, in Italien habe sie mit Bernhard H. ein fast ursprüngliches Leben geführt. Der Tag begann, wenn die Sonne aufging – und endete, wenn sie unterging. Manchmal habe H. von sich erzählt. Wie sein Vater sich aufgeföhrt und sein Onkel ihn misshandelt habe. Wie sein Bruder 2012 in Peru ermordet worden sei. Maria hört zu. Meistens aber habe H. über Stunden, Tage, Wochen schweigend auf einem Stein gesessen oder mit auf dem Bauch gefalteten Händen im Zelt gelegen und in die Luft gestarrt.

Maria stapft durch die Ruine und füttert Eidechsen mit Nutella, lockt Mäuse mit Käse in Plastikflaschen, lässt Käfer auf der Wäscheleine laufen. An regnerischen Tagen studiert sie Supermarkt-Prospekte.

Dreimal die Woche holen Maria und Bernhard H. vom Friedhof Wasser zum Zähneputzen. Die Einkäufe in einem Discounter erledigt H. allein, noch ist von dem 3000 Euro, die H. in Deutschland abgehoben hat, etwas übrig. Maria muss draußen bei den Rädern warten.

In diesen Momenten, erinnert sie sich, träumt sie von ihrem 18. Geburtstag. Dem Tag, an dem sie zurück nach Hause kann.

Bernhard H. gibt Maria die Schuld für die Irrfahrt, die in Wahrheit eine Entführung ist, doch so nennt es keiner von beiden. Hätte Maria am 4. Mai 2013 ihr Handy nicht im Auto gelassen, so wirft H. ihr vor, hätten sie nicht fliehen müssen. »Es ist alles wegen dir«, habe er immer wieder gesagt. Maria glaubt ihm.

Über Bernhard H. verliert Maria kein böses Wort. In ihrer ersten Aussage vor der Polizei nach der Rückkehr gibt sie an, sei die meiste Zeit ohne Bernhard H. unterwegs gewesen. Sie schützt den Entführer noch, als sie bereits in Freiheit ist. In einem Gespräch im Oktober 2018, da ist sie schon seit fünf Wochen zurück in Deutschland, sagt sie: »Er hat das selbe gemacht wie ich. Da gibt es keinen Täter und kein Opfer.«

Erst nach vielen Gesprächen mit ihrer Mutter und in der Therapie versteht Maria, was passiert ist. Am Tag vor dem Prozessbeginn gibt sie einem Privatredner ein kurzes Interview. Sie sagt, sie werde versuchen, sich immer wieder klarzumachen, dass H. auf der Anklagebank sitzt, weil er der Schuldige ist.

Im Verhandlungssaal IV des Landgerichts Freiburg hält sich Bernhard H. einen schwarzen Aktenordner vor Gesicht, als Schurz vor den Kameraleuten, die ihn umringen. Auf dem Aktenordner klebt eine Postkarte: Zwei Hände formen vor einem Sonnenuntergang ein Herz. Durch die silbernen Ringelringe des Ordners sieht er Maria wieder, acht Monate nachdem sie gegangen ist. Sie läuft an ihm vorbei, und H. beginnt laut zu weinen. Sein Körper wird nicht wie von Schmerzen erfüllt. Der Aktenordner wie die Hände zittern. Ein Haufen Elend.

Die entscheidende Frage im Prozess ist: Sieht H. ein, dass das, was zwischen ihm und Maria vorgefallen ist, keine Liebe war? Dass er ein Kind manipuliert und sexuell missbraucht hat?

Die Kameraleute und Fotografen verschwinden, ein Beamter öffnet H.s Handschellen. Der Angeklagte starrt mit gerötetem Gesicht auf Maria. Maria starrt zu Boden.

Am Ende des ersten Prozesstages fragt der Vorsitzende Richter H. nach dessen Zukunftsperspektiven. H. sagt, er wisse ja nicht, wie das mit Maria weitergehe. Aber seine Arme seien immer offen für sie. H. kann sich nicht von seinem Opfer lösen. So wie sich Maria fünf Jahre lang nicht von ihrem Entführer lösen konnte und es auch jetzt nur zaghaft tut.

Die Staatsanwaltschaft legt H. »die schwere Entziehung einer Minderjährigen, sexuellen Missbrauch eines Kindes in drei Fällen, schweren sexuellen Missbrauch eines Kindes in 105 Fällen, dann in 98 Fällen in Tateinheit mit sexuellem Missbrauch einer Schutzbefohlenen«, zur Last. Daar steht zwischen zwei und 15 Jahre Freiheitsstrafe. Die Staatsanwaltschaft sieht sogar die Bedingungen für Sicherungsverwahrung nach der Haftstrafe erfüllt.

Ende 2014 muss H. zwei italienischen Streifenpolizisten seinen Ausweis zeigen. Er und Maria sind auf dem Weg zum Einkaufen. Die Beamten schauen in H.s Rucksack und Geldbeutel. Alles okay. Ein paar Monate später wiederholt sich die Szene mit zwei jüngeren Polizisten. Die wollen nun auch Marias Ausweis sehen. H. sagt, sie habe ihren nicht dabei. Wie sie denn heiße? Marion. Marion H., seine Tochter. Die Beamten fertigen ein Protokoll an. Die Namen werden in die Zentrale gefunkt. Trotz des internationalen Haftbefehls, der auf H.s Namen ausgestellt ist, geschieht nichts. Vielleicht hat der Beamte in der Zentrale H.s Namen nicht in den Polizeicomputer eingegeben. Vielleicht hat er ihn falsch geschrieben. Vielleicht gab es eine Computerstörung. Das sind alles Vermutungen. Rekonstruieren lässt sich dieses Versagen wohl nicht mehr.

Aufgeschreckt von der zweiten Kontrolle, entscheidet H.: Die Fahrräder müssen weg, sie ziehen an einen neuen Ort. Ein paar Tage später steigt Maria in der sizilianischen Hafenstadt Licata aus einem Bus.

Maria Scala ist 78 Jahre alt. Sie trägt Lippenstift und goldene Ohrstecker und hat ein leichtes Parfum aufgelegt. Sie empfängt im Wohnzimmer ihres Anwesens. Man muss Maria Scala keine Fragen stellen, es sprudelt aus ihr heraus. Ihr Sohn hatte ihr von dem Mädchen mit den göttlichen blauen Augen erzählt, das den ganzen Tag auf der Straße vor einem Supermarkt saß. Scala hatte Mitleid, denn die Geschichte, die Bernhard H. sich ausgedacht und Maria eingebläut hatte, ging so: Als Maria zwölf Jahre alt war, starb ihre Mutter. Mit ihm, ihrem Vater, zog sie nach Italien. Dort landeten sie auf der Straße.

Anfangs, sagt Maria Scala, habe sie Zweifel gehabt. Aber H. sei immer sehr höflich gewesen. Als Scala ihn und Maria zum Essen einlud, jätete H. ungefragt Unkraut und reparierte das Hörgerät ihres Mannes. Sie schlug H. vor, er solle doch häufiger mit Maria

» Du kannst erst wieder nach Hause, wenn du 18 bist. Sonst komme ich 15 Jahre in den Knast, und du kommst ins Heim« So soll Bernhard H. Maria gedroht haben

kommen und ihr gegen einen kleinen Lohn im Haushalt helfen. Geld kann Bernhard H. sehr gut gebrauchen, denn die 3000 Euro sind fast weg.

Eines sei ihr aber aufgefallen, sagt Scala. H. habe wie besessen darauf geachtet, dass Maria ihm nicht von der Seite weiche. Wenn er draußen arbeitete, sollte Maria ihm ständig Wasser bringen. Scala greift nach der Plastikflasche auf dem Tisch vor ihr, zerquetscht sie mit ihren zarten Fingern und streckt sie dem Besuch entgegen. »Bernhard«, habe sie gesagt, »hier hast du dein Wasser, das Mädchen kommt jetzt mit mir rein!«

Maria Scala, eine pensionierte Lehrerin, bringt dem Mädchen aus Deutschland Putzen, Bügeln, Nähen und Kochen bei. Sie lernt mit ihm Italienisch. Schon bald können die beiden Marias sich unterhalten, ohne dass H. es versteht. Das Mädchen nennt Maria Scala nun *nonna*. Oma. Die *nonna* sagt: »Dein Vater ist nicht Gott. Wenn du eine Zukunft haben willst, musst du dich von ihm trennen.« So beginnt Marias Befreiung. Das Mädchen habe offensichtlich Ressourcen in sich gehabt, um die von H. geschaffene Isolation zu überwinden, sagt Jörg Fegert, der Kinderpsychiater. Maria weiß, wie Beziehungen funktionieren. Deshalb kann sie neue aufbauen. Deshalb kann sich von ihrem Entführer emanzipieren und zurückfinden in die normale Welt.

In Licata spricht sich herum, dass Bernhard H. ein fleißiger Deutscher ist, der für sehr wenig Geld sehr gute Arbeit leistet. Er schneidet Olivenbäume zurück, erntet Orangen und Mandarinen, in einem Mehrfamilienhaus reißt er Wände ein. Maria muss ihm fast immer helfen, nur selten darf sie alleine bleiben. »Warum soll ich arbeiten und du nicht?«, habe H. gesagt. Sechs Tage die Woche schufen sie, am Sonntag gehen sie in die Kirche. Maria sagt, sie habe nicht gebetet. Sie habe über ihre Schuld nachgedacht.

Nach einer Weile kennt in Licata jeder Maria und ihren Vater Bernhard. Der Supermarkt-Verkäufer, der Pfarrer, die Bäckerfrau.

Im Winter 2016 zieht H. mit Maria in eine möblierte Wohnung im Zentrum, die eine bekannte schwarz vermietet. Da seien sie schon lange »kein Paar mehr, sondern einfach nur eine Zweckgemeinschaft« gewesen, sagt Maria. »Wir haben uns voneinander entfernt, was er nicht so ganz wahrhaben wollte. Wir haben nicht mehr miteinander geredet.« Nach der Arbeit sehen sie fern, Tierdokumentationen und *Bares für Rares* im ZDF. Nachts schlafen sie getrennt. »Er hat gestunken«, sagt Maria. H. habe immer seltener geschlafen. Seine Beine seien von der Arbeit dreckig und blutverschmiert gewesen, er schnitt sich an Dornensträuchern. Seine Hemden: zerissen.

»Einmal habe ich ihm gesagt, dass er duschen soll. Da hat er im Bad randaliert. Er hat alles umgeschmissen, das Schmutzwasser an die Decke gespritzt, an den Spiegel, alles war voller schwarzer Tropfen. Das war krass.«

Der 12. April 2018 ist Marias 18. Geburtstag. Das wissen nur sie und H. Keine Feier – sie verlassen um sieben Uhr morgens die Wohnung und gehen arbeiten. Erst am nächsten Tag schenkt H. Maria eine Tischdecke und eine Kette, zum Frühstück gibt es Süßigkeiten. Er habe sich übertrieben Mühe gegeben, erinnert sich Maria. Als habe er etwas wiedergutmachen wollen. Sie denkt: Sie hat ihre Abmachung erfüllt, sie ist 18, sie kann jetzt nach Hause. Aber H. will sie nicht gehen lassen. In Licata haben wir doch alles, sagt er, Arbeit, eine Wohnung, Bekannte und Maria Scala.

Ein paar Wochen später, im Mai oder Juni, sitzt das Mädchen in der Wohnung in Licata auf dem Sofa. Maria hält ein Smartphone in der Hand, das ihr eine Nachbarin geschenkt hat. Bisher hat Maria sich nicht getraut, ins Internet zu gehen. Sie hat Angst, dass die Polizei sie orten könne. So hatte Bernhard H. es ihr alle die Jahre gesagt.

Aber an diesem Tag, halb aus Langeweile, halb aus Neugier, tut sie es doch. Sie googelt ihren Namen. Und da stößt sie auf ihre Mutter. Sie erkennt sie kaum wieder. Maria bricht in Tränen aus. »Ich hatte Herzklopfen, ganz schnell, ich habe gedacht, ich kriege einen Nervenzusammenbruch.«

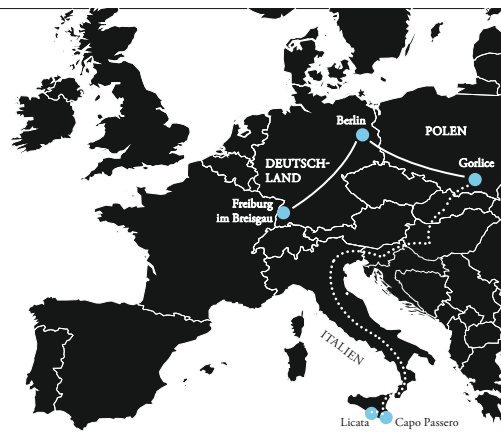
Maria sieht ihre Mutter, wie sie ein halbes Jahr nach ihrem Verschwinden in einem Interview mit roten Wangen über ihre eigene Hilflosigkeit spricht. Sie sieht, wie die Mutter ihren, Marias, Namen mit Kerzen vor der Freiburger Polizeiwache auslegt, sie sieht den Auftritt bei *Aktzeichen XY*. Früher, so habe sie gedacht, sei die Mutter doch selbstbewusst und stark gewesen. Auf den Bildern und Videos sieht die Mutter einfach nur fertig aus.

Maria findet auch die Briefe, die ihre Mutter ins Netz gestellt hat. Der letzte ist erst ein paar Wochen alt, ein Geburtstagsbrief.

*Wo auch immer du bist, ich wünsche dir für dein neues Lebensjahr alles Glück dieser Erde. Ich wünsche dir die Gelegenheit dich aus deiner Situation zu befreien und die Kraft durchzuhalten bis zu dieser Gelegenheit. Du bist immer in meinem Herzen Mum*

## Die Route der Entführung

Auto Fahrrad



Sobald Bernhard H. nicht im Raum ist, geht Maria wieder ins Netz. Sie entdeckt Hunderte Seiten, vollgeschrieben mit Berichten über sie. Zu Hause hat man sie keineswegs vergessen, wie sie alle die Jahre glaubte. Sogar ihr kranker Vater hat sich geäußert. Und dann ist da ein Post ihrer ältesten Halbschwester, die ihrer Mutter vorwirft, Maria misshandelt zu haben. »Das stimmt nicht! Ich habe keine Ahnung, wo die das herhat«, sagt Maria. »Ich habe gedacht, meine Familie ist wegen mir zerbrochen.« In Licata wird ihr klar: Nur sie kann das Leid in Deutschland beenden.

Sie erstellt ein falsches Facebook-Profil mit einem italienischen Namen. Am 17. August 2018 schickt sie ihrer Mutter ein Herz mit der Aufschrift »Hello«. Keine Reaktion. Maria kommentiert einen Post ihrer Mutter: »♥ Egal wie verzweifelt du bist und siehst kein Ende des Tunnels, gib die Hoffnung niemals auf, gib immer weiter. Denn du weißt nicht, was hinter der nächsten Kurve ist ♥«

Keine Reaktion. Ihre Mutter kann nicht wissen, dass es die Worte ihrer Tochter sind. Hunderte Menschen haben ihr in den vergangenen Jahren auf Facebook geschrieben.

Maria fragt sich, wie sie nach Deutschland zurückkehren kann. Sie schreibt ihrem Vater. Er antwortet sofort. Doch wegen seiner Krankheit kann er sie nicht abholen. Er kontaktiert ein befreundetes Paar. Die beiden sollen am Bushaltestand in Mailand auf Maria warten und sie zu ihrer Mutter nach Freiburg fahren.

Der 29. August ist ein Mittwoch. Auf diesen Tag hat Maria fast zwei Wochen gewartet, denn H. arbeitet heute allein. Um sieben Uhr am Morgen verlässt er die Wohnung und geht zur Arbeit. Maria öffnet die Tür, sieht ihn aufs Fahrrad steigen und aus

ihrem Blickfeld verschwinden. Sie schließt die Tür.

Noch zwei Stunden, bis der Bus Richtung Norden fährt. Sie zieht eine fertig gepackte Reisetasche und ein Vokabelheft aus dem Schrank. Auf die letzte Seite hat sie Tage zuvor einen Abschiedsbrief an Bernhard H. geschrieben. Im Gericht wird er vorgelesen:

*Hey du, es tut mir leid, dass du es so erfährst. Aber ich habe nicht die Kraft, es dir persönlich zu sagen. Es ist klar, dass es so nicht weitergehen kann. Ich habe lange darüber nachgedacht. Ich weiß, was ich zu tun habe. Wir können nicht warten, bis es von alleine besser wird. Ich habe beschlossen, dir dein Leben zurückzugeben. Die Schuld, in der ich stehe, halte ich nicht mehr aus. (...) Wenn alles geregelt ist, bist du frei und kannst gehen, wohin du willst. Vielleicht werden wir dann wieder zusammenfinden und glücklich sein, wie wir es einmal geplant hatten.*

Am 6. September 2018 wird Bernhard H. in Licata festgenommen.

### HINTER DER GESCHICHTE

**Die Recherche:** Der Autor besuchte dasselbe Gymnasium in Freiburg wie Maria. Vor der Recherche konnte er weder sie noch ihre Familie. Ende September kontaktierte er die Mutter. Nach einer Bedenkzeit entschieden sie und ihre Tochter sich dafür, mit der ZEIT zu sprechen.

**Die Bedingung:** Unser Autor sagte Maria zu, sie könne bestimmen, von welchem Datum an der Text veröffentlicht werden darf. Jetzt, gegen Prozessende, gab sie ihr Einverständnis. Ihre wörtlichen Zitate hat sie autorisiert.

ANZEIGE

3RD

# HEALTH MEETS FUTURE SUMMIT

Informationen zur Konferenz unter: [www.convent.de/health](http://www.convent.de/health)



Iris Pögger, Hauptgeschäftsführungsmitglied des Bundesverbands der Deutschen Industrie (BDI), hielt ihre Grundsatzrede über das Innovationspotenzial der deutschen Gesundheitsbranche



Karin Reichl (Geschäftsführerin der Kommunikationsagentur Health Angeto) diskutierte mit Prof. Dr. Robin Haring (Professor für Öffentliche Gesundheit an der European University of Applied Sciences), Eckhart Weber (Gründer von Heartbeat-Labs) und Satschin Bansal (Digital Health MedTech Executive) darüber, wie digitale Innovationen die Patientenerfahrung verändern



Rund 200 Entscheidungsträger aus Pharmaindustrie, Medizin, Life Sciences, Politik und Verbänden sorgten mit ihrer Teilnahme für lebhaftes Gespräch und einen vollen Kongresssaal im Offenbacher Börsing-Palais



Das flammende Schlussplädoyer von Dr. Gunjan Bhardwaj (Gründer und Geschäftsführer von Innoplexus), mit digitalen Lösungen wie beispielsweise einem europäischen Datenpool »einfaich forszulegen«, begeisterte die Anwesenden

## »Groß denken und kleine, schnelle Schritte machen«: digitale Innovationen in der Medizin

**Weltweit entfesseln Big Data und Künstliche Intelligenz im Gesundheitsbereich eine enorme Dynamik. Wie sie Medizin, Pharmaindustrie und Life Sciences verändern, welche Geschäftsmodelle möglich und welche Rahmenbedingungen nötig sind, stand im Fokus des 3. Health meets Future-Gipfels in Frankfurt am Main/Offenbach.**

»Das deutsche Gesundheitssystem zählt zu den besten der Welt, aber bei der Digitalisierung hinken wir massiv hinterher«, stellte Iris Pögger in ihrer Grundsatzrede zum deutschen Innovationspotenzial fest. Als Mitglied der Hauptgeschäftsführung des Bundesverbands der Deutschen Industrie (BDI) bedauert sie, dass die Pioniere der Künstlichen Intelligenz momentan vor allem in China und in den USA sitzen. Unternehmen wie Apple, Amazon, Alibaba und Tencent drängten

mit Macht auf den Gesundheitsmarkt und arbeiten bereits an ihren eigenen Kliniken, während deutsche Ärzte immer noch am liebsten auf Papier schreiben und Fax verschicken. Entsprechend liege das deutsche Gesundheitssystem in puncto Digitalisierung 40 Prozent unter dem EU-Durchschnitt. Dabei habe schon der weltberühmte Biologe Louis Pasteur gewusst, »dass Veränderung immer gut ist – für diejenigen, die darauf vorbereitet sind.« Zum Vorbereitetsein auf die bestmögliche Nutzung von KI, so die Juristin, gehöre an erster Stelle ein sicherer gesetzlicher Rahmen für die Datennutzung und ein EU-weiter gemeinsamer digitaler Markt.

Jan Horvat erlebt als Business Development Manager beim Beratungsunternehmen Zühike Technology Group ständig, dass Unternehmen dank Apps und Wearables Zugang zu attraktivem Daten erhalten – etwa

über Bewegungsmuster der Nutzer oder deren Medikamentenkonsum. Firmen, die angemessene Algorithmen entwickeln, um derlei Daten auszuwerten, könnten sich damit neue Geschäftsmodelle erschließen, zum Beispiel im Bereich der personalisierten Medizin oder der Prävention. Diese Modelle gelte es dann in ein KI-gestütztes Gesundheitssystem zu integrieren. »Denken Sie in großen Kategorien, aber beginnen Sie mit vielen kleinen, schnellen Schritten«, rief der Wirtschaftsingenieur den anwesenden Firmenvertretern. Bereits im Jahr 2025 würden Patienten medizinische Informationen, Feedback und sogar Diagnosen fast nur noch über – meist sprachgesteuerte – Gesundheitsapps beziehen, ergänzte Dr. Armin Furtwängler, Global Senior Medical Director – Healthcare Innovation bei Boehringer Ingelheim. Auch bei der Medikamentenentwicklung können

### Daten können Leben retten

Vor allem würden Entwicklungskosten auf diese Art auch vorhersehbarer, fügte Furtwänglers Kollege Dr. Philipp Dörsner hinzu, Head of Global Data Science bei Boehringer Ingelheim. Dass eine gute Datenauswertung überdies Leben retten könne, zeige sich bei der dank KI schnelleren Diagnostik von Schlaganfällen, denn: »Je früher die Behandlung einsetzt, desto eher lassen sich bleibende Schäden oder gar der Tod vermeiden.«

Lebhafte Diskussionen entspannen sich entlang der von Dr. Stefan Rüping vom Fraunhofer Institut für Intelligente Analyse- und Informationssysteme (IAIS) gestellten Frage, wie sich für alle Beteiligten vertrauenswürdige Algorithmen entwickeln ließen und auch vertrauenswürdige Möglichkeiten, sie zu beurteilen.

Auch die Rolle des Arztes angesichts der wachsenden Bedeutung von KI und die Frage, wem alle die erhobenen Daten letztlich »gehören« und wer daraus zu welchem Preis Vorteile erzielen darf, sorgten für kontroverse Gespräche. Ein Beispiel dafür, wie die Digitalisierung das Patientenerlebnis verändert, lieferte Rodenstock-Geschäftsführer Anders Hedegaard. Der jüngst entwickelte digitale DNEye-Scanner des Unternehmens vermisst das Auge an Tausenden von Punkten. Im Anschluss bekämen die Kunden innerhalb von

vier Tagen ihre individualisierten Brillengläser. Und das sei erst der Anfang, bemerkte der Chemieingenieur. »Wir möchten unsere Scan-Technologie auch in Richtung Screening und Vorsorge weiterentwickeln.«

Bei all den Fortschritten sei ein großes Problem im medizinischen Alltag nach wie vor die Kommunikation, gab Dr. Robin Haring, Professor für Öffentliche Gesundheit an der European University of Applied Sciences, zu bedenken. »Jeder zweite Deutsche versteht die Informationen, die sein Arzt ihm gibt, nicht oder falsch.« Diese Herausforderung müsse man auch bei digitalen Lösungen immer im Blick behalten. »Lasst uns also loslegen«, forderte Dr. Gunjan Bhardwaj, Gründer und Geschäftsführer von Innoplexus, alle Anwesenden in seinem Schlusswort auf. »Schaffen wir eine vertrauenswürdige, digitale Infrastruktur für Europa!«

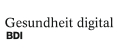
Premiensponsor:



Partner:



Netzwerkpartner:



Mediensponsor:



In Zusammenarbeit mit dem Zeitverlag:

